



Ende einer Party

Bech, Henning

Published in:
Zeitschrift für Sexualforschung

DOI:
[10.1055/s-2005-836417](https://doi.org/10.1055/s-2005-836417)

Publication date:
2005

Document version
Også kaldet Forlagets PDF

Citation for published version (APA):
Bech, H. (2005). Ende einer Party. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 18(1), 10-14. <https://doi.org/10.1055/s-2005-836417>

Henning Bech

Fabelhafter Freud

Freuds Erzählungen über die Sexualität sind wahrhaft fantastisch. Ihre, wenn man so will, empirische Substanz sind Kinderfantasien, mehrfach verfremdet: imaginierte Erinnerungen Erwachsener an kindliche Fantasien, hervorgehoben vom fabulierenden Freud. Noch dazu die Fantasien solcher Erwachsener, die „neurotisch“ oder „pervers“ genannt werden konnten und die unter den unglaublichen Körperregimen der bizarren Oberklasse der österreichischen, deutschen und anderer Reiche litten. Auf diesem wirklich fantastischen Fundament – unter Zugabe einer erheblichen Dosis kreativer Einbildungskraft – errichtete Freud seine erfinderischen Erzählungen über „Triebe“, „Phasen“, „Objektbesetzungen“, „ödipale Ängste“ und mörderische Wünsche als Ausdruck einer imaginären Substanz, die er „Sexualität“ nannte. So vervielfältigte er die Puppen in der Puppe seiner mitteleuropäischen Version der russischen Matrioschka. Dieser verblüffenden Konstruktion mussten nur noch die Erzählungen von den (erstaunlicherweise ererbten) kollektiven Erinnerungen an die tollen Szenen aus dem Leben der Urhorde als Stützmauer hinzugefügt werden.

Als pure Fiktionen sollten Freuds Erzählungen dann auch nach den Kriterien, die für Geschichten und Märchen maßgeblich sind, beurteilt werden. Eines dieser Kriterien ist, ob sie im Hinblick auf die Lebensführung (im Sinne Max Webers) ergiebig oder fruchtbar sind. Märchen und andere Geschichten können ein neues Licht auf die Bedingungen und Möglichkeiten des Lebens werfen, neue Horizonte öffnen für Verstehen, Träume, Sehnsüchte, Stimmungen und Handlungen. Man könnte von pragmatischen Kriterien im Hinblick auf die Qualität der Lebensführung sprechen. Gute Geschichten müssen nicht in erster Linie die Wirklichkeit „widerspiegeln“ oder deren Ursachen und Wirkungen, deren Wesen und Oberflächenerscheinungen repräsentieren. Vielmehr weisen sie Horizonte auf, die helfen können, Veränderungen zum Besseren hervorzubringen. Wie steht es mit Freuds Sexualgeschichten in dieser Hinsicht? Betrachten wir zwei Beispiele.

¹ Aus dem Englischen von Gunter Schmidt, Hamburg, und Henning Bech, Kopenhagen.

Was der Homosexuelle in seiner Beziehung mit dem anderen Mann eigentlich sucht, ist – so das freudianische Märchen – die Vereinigung mit der Mutter und, zur selben Zeit, die Trennung von ihr. Von Kindheit an ist die Mutter die große, mächtige Figur in seinem Leben: Er liebt sie, er möchte mit ihr vereint sein, und zugleich hat er Angst davor, dass sie ihn verschlingt und dass er seine männliche Autonomie verliert. Deshalb möchte er sich von ihr trennen und seine Männlichkeit in einer Beziehung mit einer anderen Frau bestätigen. Doch davor hat er auch Angst, denn er riskiert, die Eifersucht der Mutter zu erregen und ihre Liebe zu verlieren. Was tun? Er findet einfach einen anderen Mann anstelle einer anderen Frau. So kann er seiner Mutter treu bleiben und seine Unabhängigkeit (= Geschlechtsdifferenz) ihr gegenüber durch einen Schuss Maskulinität aus dem Geschlechtsverkehr mit einem anderen Mann bestärken. Und vielleicht ist er bei der Fellatio sogar mit den mütterlichen Brüsten symbolisch vereint. Doch er ist seiner so unsicher, dass er auf die Bestätigung anderer vollkommen angewiesen ist, obwohl er nie wirklich von ihnen bestätigt werden kann, denn er kann sich nicht binden und nicht dulden, dass der andere sich an ihn bindet, weil er Angst hat, sich selbst zu verlieren, und ist sowieso unfähig, an irgendjemand anderem als an sich selbst Interesse zu finden. So muss er die Männer beständig auswechseln und versuchen, sich mit neuen Männlichkeitsschüssen selber Mut zu machen. Ziemlich lebenspragmatisch!

Unser zweites Beispiel betrifft „einen Fall von Fußfetischismus“ (um den psychoanalytischen Jargon zu paraphrasieren). Ein Kopenhagener Fetisch-Club hat mich vor kurzem zu einem Vortrag eingeladen. Zur Belohnung durfte ich an der Nachtparty teilnehmen. Zu meiner Enttäuschung (so muss ich zugeben) war das Partythema „Regenbekleidung“. Glücklicherweise wurde diesem Dresscode nicht mit Nachdruck Geltung verschafft, obwohl mein Baumwollhemd beim Einlass Stirnrunzeln hervorrief. Unter den vielen interessanten Partygästen, die ich traf, war ein Mann, dessen Leidenschaft es war, Frauenfüße zu liebkosen. Früher, so erzählte er mir, sei es unerlässlich gewesen, dass die Zehennägel rot lackiert waren und keinesfalls durfte der zweite Zeh länger sein als der große. Mit den Jahren aber habe er diese strikten Kriterien gelockert, er habe sogar gelernt, auf den Körper der Frau oberhalb der Füße zu gucken. Dadurch werde sein Kontakt mit den Frauen intensiviert, die sich zuvor wohl etwas reduziert gefühlt hätten.

Dies alles, so stellte ich zufrieden fest, war ganz auf der Linie meiner strikt ästhetischen Betrachtungsweise des „Fetischismus“, die ich in meinem Vortrag am Nachmittag dargelegt hatte (und auf die ich zurückkomme). Dann aber sagte er: „Ich möchte wissen, warum ich so bin.“ Ziemlich erstaunt und ein wenig verärgert fragte ich ihn, warum er das wissen wolle und welche Art von Erklärung ihn zufrieden stellen könne. Er fühle sich, so versicherte er, keineswegs beschämt, anders als die anderen zu sein, das habe er hinter sich. Er wollte es einfach nur wissen. Eher ein wenig garstig als liebevoll entschied ich mich, ihm eine Erklärung anzubieten, und zwar

eine psychoanalytische: Er leide an exzessiven Kastrationsängsten und deshalb sei er unfähig, sich mit der Tatsache abzufinden, dass Frauen keinen Penis haben. Folglich – unterstützt vielleicht von dem zufälligen Anblick eines Fußes in einem Moment der Erregung – ersetze er den fehlenden Penis der Frau durch ihren Fuß. Der rote Glanz des gewichsten Fußnagels sei dabei ein symbolisches Äquivalent der roten Glans des gewichsten Penis. Ich fragte ihn, ob diese Erklärung seine Wissbegier zufrieden stellte. Sie tat es nicht, und irgendwie trieben uns die Wellen der Party auseinander.

Natürlich stellte ihn die Erklärung nicht zufrieden, so wenig wie die freudianische oder posthum-freudianische über Trennungen und Fellatio den „Homosexuellen“ zufrieden stellt. Ungeachtet des fantastischen Anspruchs auf Wahrheit, mit dem solche Geschichten präsentiert werden, bieten sie keinerlei fruchtbare Perspektiven oder Bereicherungen, wie man sein Leben führen kann.

Für Ästhetik

Dies alles erinnert uns an die drängende und längst überfällige Aufgabe, das Herbarium der „Perversionen“ des mittleren und späten 19. Jahrhunderts nun endlich auszurangieren. Die Medizin hat sich damals – zusammen mit ihren Sprösslingen Psychiatrie und Psychologie – als letzte Autorität für die menschlichen Lüste, einschließlich Liebe und Begehren und Lüsternheit aufblasen können. Es ist dringend geboten, diese Kombination von Moralismus und Medizin endlich loszuwerden. Nehmen wir stattdessen eine existenzielle, ästhetische und ethische Perspektive ein.² Von diesem Standpunkt aus sind die „Perversionen“ oder das, was man so nannte, einfach Lüste des In-der-Welt-Seins, das heißt: des körperlich-sinnlichen Seins mit ekstatischen Körpern und Dingen. Solche Lüste können sinnvoll nur nach ihren besonderen ästhetischen Qualitäten unterschieden werden, *nicht* aber nach ihren „Ätiologien“, „Symptomatologien“ oder „Prognosen“.

Zu den ästhetischen Differenzierungen kommen andere relevante Klassifikationskriterien hinzu. *Erstens* stellt sich die Frage, ob die Lüste akzeptabel sein sollten oder nicht. Die überwältigende Mehrheit von ihnen ist es. Eine brauchbare Leitlinie für diese Unterscheidung ist, ob sie konsensuell sind oder nicht. Aber auch dieses Kriterium muss gegen ein anderes abgewogen werden: das der Lust am Verführen und am Verführtwerden.

Zweitens ergibt sich die Frage, ob sie technisch problematisch sind oder nicht. Die überwältigende Mehrheit der Lüste, von denen wir gehört haben, ist in diesem Sinne nicht problematisch. Einige jedoch sind es. Die Amputation eines Beines oder die Entfernung der Genitalien mag zwar für einige lustvoll sein – zumindest eine Zeit lang. Doch diese Eingriffe

² Zu den folgenden Ausführungen inspirierte mich die kritische Lektüre der Werke von Martin Heidegger, Maurice Merleau-Ponty, Walter Benjamin, Otto Friedrich Bollnow, Michel Foucault, Zygmunt Bauman und Gernot Böhme.

sind (ziemlich) irreversibel und zudem mit hohen Kosten verbunden (vielleicht auch für die Gesellschaft). Allerdings sollten wir uns darüber klar sein, dass das, was technisch problematisch ist, einem schnellen Wandel unterliegt.

Drittens erhebt sich die Frage, ob die Lüste praktisch machbar sind. Mit anderen Worten: ist es möglich, für diese spielerischen, sinnlichen, ekstatischen Vorlieben andere Menschen zu finden, die das besondere Spiel mitspielen und das besondere Vergnügen teilen?

Schließlich müssen solche sinnlichen Vergnügen in gewissem Ausmaß und in irgendeiner Weise ihren Platz in anderen Dimensionen des Lebens finden. Natürlich sollten wir nicht vergessen, dass Kategorien wie „Fixierung“, „Entwicklungshemmung“, „Wiederholungszwang“ und „Sucht“ zu den Schmähen und zugleich Profit ermöglichenden Instrumenten des mediko-moralistischen Apparats der Psychoanalyse gehören. Aus einer anderen Perspektive kann man treffender von Virtuosität oder Liebhaberei sprechen. Mehr noch, sollte es jemand für fruchtbar halten, sein Repertoire der Lüste zu erweitern und zu „entwickeln“, dann wären die Internet-Pornoseiten mit ihrer mannigfaltigen Sinnlichkeit zweifellos ein besserer Aufenthaltsort als das psychoanalytische Behandlungszimmer mit seiner konsultatorischen Monotonie. Doch vermutlich ist es, ab und zu, gut, wenn solche Lüste – erweiterte oder nicht – mit anderen Dimensionen des Lebens integriert werden. Meiner Meinung nach könnte Folgendes ein relevanter Leitfaden für die Lebensführung sein: körperliche Lüste, existenzieller Reichtum, ethische Verantwortung gegenüber den Nahestehenden und moralisches Engagement für die größere Gesellschaft (welche heute das Nahe und das Ferne, die Nation und den Globus einbezieht) in eine Balance zu bringen. All dies ist natürlich nur eine erste Skizze einer längst überfälligen Revolution der „Behandlung“ der Lüste des Körpers und der Seele.

Freuds Erzählungen erzielen also nicht viele Punkte auf der Skala für wirklichkeitspräsentierende Wahrheit oder für Lebenspragmatik. Ein letztes Kriterium im Hinblick auf die Qualität von Erzählungen muss nun noch betrachtet werden: die pure Ästhetik. Leider hat die Psychoanalyse vergleichsweise wenig Steine in ihrem Spiel; und obwohl man diese in einer beinahe endlosen Anzahl von Möglichkeiten kombinieren kann, ist die Mechanik der Kombinationen zu einfach zu durchschauen. Zudem haben ihre endlosen Wiederholungen sie selbst für Zwölfjährige zu trivial gemacht. Mit einem Wort: Bewertet man die psychoanalytischen Erzählungen nach den Qualitätskriterien der puren Ästhetik, dann fallen sie durch. Sie sind einfach zu langweilig.